

Hinweise zu Zweck, Konzeption und Form einer wissenschaftlichen Hausarbeit

1. Zweck einer wissenschaftlichen Hausarbeit

Eine wissenschaftliche Hausarbeit – Proseminar-, Hauptseminar-, Magister- und Doktorarbeit – dient ebenso wie ein veröffentlichter wissenschaftlicher Artikel (von dem sie sich nur durch ihren Prüfungscharakter unterscheidet) dem **Festhalten und Mitteilen selbstgewonnener wissenschaftlicher Erkenntnisse über einen Gegenstand**.

Bereits die Proseminararbeit, auch wenn sie noch am Beginn des Ausbildungswegs steht, soll selbstgewonnene Erkenntnisse enthalten und nicht nur Gelesenes reproduzieren. Korrekte Wiedergabe gedruckten Wissensgutes ist zwar auch wichtig, genügt aber nicht. Unerlässlich ist, sich nicht nur mit Lehrmeinungen, sondern in allererster Linie mit dem Gegenstand selbst auseinanderzusetzen. Solange dies nicht geschieht, bleiben auch die Lehrmeinungen bloße Meinungen, und der Umgang mit ihnen kriterien- und hilflos.

Nota bene: Der beginnende Student mag sich klein und unwissend fühlen. Die entscheidende Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten bringt er aber schon mit: seinen eigenen Kopf. Mehr als das haben auch arrivierte Wissenschaftler nicht.

'Wissenschaft' heißt übrigens nichts anderes als 'Wissen' – nur mit der Besonderheit, dass es sich um auf allgemeingültige Erkenntnisse zielendes und systematisch verfolgtes Wissen handelt. Wissenschaft ist keine exotische Kunstfertigkeit im Hantieren mit Fachterminologie, ihr Ziel ist nicht die tiefsinnige Verfremdung klarer Sachverhalte, und ihr Wesen ist nicht elitär. Wissenschaft braucht Fachterminologie in dem Maße, wie die Alltagsterminologie unbrauchbar ist, ihr Ziel ist Klärung, und ihr Wesen ist Mitteilung.

2. Konzeption einer wissenschaftlichen Hausarbeit

2.1. Worüber will ich schreiben und was will ich wissen?

Zur Wissenschaft gehört, zu wissen, was man tut. Die erste Bedingung einer wissenschaftlichen Arbeit ist, den **Gegenstand**, über den man etwas herausfinden will, zu benennen. Die zweite, anzugeben, was man an ihm für erklärungsbedürftig hält und demzufolge über ihn herausfinden will.

Einfach irgendetwas Richtiges zu schreiben ist sinnlos. Man muss dem Leser mitteilen, und das heißt auch selbst wissen, worum es geht und was man darüber wissen will und warum. Einen althergebrachten Leitfaden für die allgemeineren Erkenntnisgesichtspunkte bieten die 'forensischen

Fragen', d.h. die Fragen, die vor Gericht gestellt werden: *was, warum, wozu, wie* (und gegebenenfalls *wer*).

2.1.1. Gegenstand plus Erkenntnisziel heißt Einschränkung. Wer weiß, was er über eine Sache herausfinden will, hat nicht mehr die Sache in all ihrer Breite zum Thema. Zur Benennung des Gegenstands und des verfolgten wissenschaftlichen Ziels gehört die **Abgrenzung** – des Gegenstands selbst, der gerade in Rede stehenden Aspekte oder Teile des Gegenstands und der verfolgten wissenschaftlichen Zielsetzung. Die Abgrenzung ist eine Frage der Genauigkeit in der Darstellung, enthält aber auch ein heuristisches Moment: Abgrenzung heißt 'Scharfstellung' des Gegenstandes und damit des Problems. Ihr Maß liegt in der Zielsetzung der wissenschaftlichen Frage. Die Abgrenzung tritt nicht als eigener Punkt zur Zielsetzung hinzu, sondern ist die genaue Fassung der Zielsetzung. Seiten über Seiten mit Erläuterungen darüber zu verbringen, womit man sich nicht beschäftigen will, ist sinnlos. Unzweckmäßig und im Resultat falsch ist es aber auch, sich de facto mit einem viel engeren Thema als dem in der Überschrift angegebenen zu beschäftigen.

Z.B. sei das Thema "Der Hase in der Metaphorik der deutschen Sprache" gegeben. Ein Einleitungskapitel, das umständlich verneint, eine Kulturschichte des Hasen schreiben, das Panoptikum der in Literaturwissenschaft und Linguistik entstandenen Metapherntheorien berücksichtigen sowie eine historisch wie areal endgültige Abgrenzung des Deutschen von bloß verwandten Idiomen ("gehört zum Deutschen auch das Langobardische?") vornehmen zu wollen, ist nicht angebracht. Andererseits wäre es auch schlecht, sich in der Durchführung nur auf den in der Beschimpfung **Angsthase!** liegenden Vorwurf mangelnden Mutes zu beschränken, da es ja auch **Skihasen**, **alte Hasen** und einen **Hasen im Pfeffer** gibt.

2.1.2. Zum Herausfinden gehört, dass man irgendeine Erklärungsbedürftigkeit festgestellt hat. Erklärungsbedürftigkeit liegt vor, wenn ein und dieselbe Sache sich in ganz unterschiedlichen Formen zu zeigen scheint bzw. wenn ganz unterschiedliche Phänomene zusammengehörig scheinen; oder umgekehrt: wenn ähnliche Phänomene im Verdacht stehen, im Grunde ganz unterschiedlich zu sein. Dann stellt sich die Frage: Wie ist der Zusammenhang nun wirklich?

Z.B. will man die Bedeutung von deutsch **aber** bestimmen. Leicht findet man die Bedeutungskomponente 'Gegensatz'. Nun enthält deutsch **sondern** dieselbe Bedeutungskomponente 'Gegensatz', ist aber offensichtlich nicht synonym mit **aber**. Außerdem findet man Verwendungen wie **Das ist aber eine schöne Blume!**, die vielleicht gar keinen Gegensatz enthalten. Gibt es etwas Gemeinsames der verschiedenen Verwendungen von **aber**, und gibt es einen grundlegenden Unterschied zu **sondern**? Hier gibt es eine Erklärungsbedürftigkeit.

Die Benennung des Forschungsziels enthält also auch eine Vorstellung davon, was das zu Klärende ist.

2.1.3. Hat man seinen Gegenstand, die mit ihm verbundene Unklarheit und das erstrebte Klärungsziel genannt, stellt man so gut wie immer fest, dass man nicht der erste ist. Schon andere haben über das Thema nachgedacht. Nimmt man seine Sache ernst, studiert man zunächst das vorhandene Wissen. Dabei wird sich die eigene Fragestellung läutern. In der Regel wird man aber auch feststellen, dass die schon geleisteten wissenschaftlichen Bemühungen nicht alle Fragen erledigt haben, vielleicht sogar zum großen Teil in die Irre gehen. In jedem Fall ergibt sich die Notwendigkeit einer Zusammenfassung / Systematisierung (Forschungsbericht oder sachlich-systematische Einteilung). So wird man wenigstens etwas Ordnung ins vorhandene Wissen bringen, vielleicht aber auch Korrekturen und neue Erkenntnisse.

Eine Hürde für den adäquaten Umgang mit dem vorhandenen Wissen ist der **allzugroße Respekt**, den der Student den Lehrpersonen und ihren Skripten und Büchern entgegenbringt. Auch arrivierte Wissenschaftler können sich aber täuschen oder sogar die Dinge aus ideologischen Gründen verdrehen. Dagegen hilft Widerspruchsgeist. Ohne Widerspruchsgeist, durch Logik kontrolliert, entsteht kein wissenschaftlicher Gedanke.

Das hat allerdings nichts mit einem 'Recht auf eigene Meinung' zu tun! **Meinungen**, d.h. Ansichten, die auf persönlichen Vorlieben beruhen statt auf sachlichen Gründen, haben in der Wissenschaft nichts zu suchen. Daher gibt es in der Wissenschaft auch kein Recht auf eine Ansicht getrennt von sachlichen Gründen. Wer sich durch Kritik beleidigt fühlt, soll die Finger von der Wissenschaft lassen, ebenso wie der, der zu wohlbegründeter Respektlosigkeit nicht den Mut findet.

2.2. Für welchen Leser schreibe ich?

Natürlich für den **akademischen Lehrer**. Aber natürlich auch nicht nur für ihn. Denn die wissenschaftliche Hausarbeit ist eine Übung im Schreiben öffentlich zugänglicher wissenschaftlicher Artikel. Diese richten sich an ein Fachpublikum.

Das Fachpublikum ist keine fixe Größe. Bereits innerhalb der Indogermanistik gibt es spezialisierte Kreise. Nicht jeder Indogermanist weiß gleich gut über khotansakische, albanische, altirische und lykische Lautgesetze Bescheid. Wer zu einem dieser Themen publizieren will, muss sich entscheiden, ob für eine Handvoll Sakologen oder für alle Indogermanisten. Noch stärker ist die Variation innerhalb der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Will man die Klientel einer bestimmten theoretischen Schule ansprechen oder versuchen, für möglichst viele Linguisten verständlich zu bleiben? Will man sich exklusiv an die Kenner ei-

ner bestimmten Sprachfamilie wenden oder allgemein aus dieser Sparte berichten? Alle Entscheidungen sind legitim – man muss nur wissen, was man will, und die entsprechenden Grundkenntnisse je nachdem entweder voraussetzen oder explizit machen. Das ist eine hohe Kunst, die nur wenige beherrschen. Man kann es auch niemals allen recht machen.

Entscheidend wichtig ist, überhaupt ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, dass es je nach dem Zweck der Publikation ein engeres oder weiteres Publikum mit größerem oder geringerem Vorwissen gibt, und dass je nachdem die eigenen Erklärungen voraussetzungsbeladener sein können oder ausführlicher sein müssen.

Für die Hausarbeit bis hin zur Magisterarbeit empfiehlt es sich, an den **Mitstudenten** als Adressaten zu denken. So vermeidet man auch den Fehler, wichtige Argumentationsschritte auszulassen, "weil sie der Kursleiter schon kennt". Der Mitstudent hat gewisse Grundkenntnisse im Fach, von den speziellen Dingen des Themas der Hausarbeit weiß er aber nichts. Die soll der Schreiber erklären. NB: Beim Leser großes Wissen vorauszusetzen ist höflich; zuvorkommend aber ist es, das Gegenteil zu tun und das Wissen explizit zu machen. Das ist auch eine gute Übung in der Kunst des sorgfältigen Schreibens.

2.3. Was ist guter wissenschaftlicher Schreibstil?

Guten wissenschaftlichen Schreibstil erwirbt man nur durch jahrelange Übung. Manche, darunter auch Professoren, erwerben ihn nie. Zum guten Stil gehören die Beherrschung des Deutschen und speziell der deutschen Wissenschaftssprache (ein Kapitel für sich), deren gezielter Einsatz für sachliche und logische Kategorien, und bei alledem größtmögliche Einfachheit. Im Folgenden ein paar Tipps.

Die Notwendigkeit, leserfreundlich zu schreiben, darf nicht zu dem Missverständnis führen, am besten gleich ganz aus dem wissenschaftlichen Gedankengang herauszufallen. Der Schreiber soll nicht ins Erzählen abgleiten, er soll die Form der persönlichen Meinung oder 'Einschätzung' vermeiden (*ich finde/meine, dass...*), er soll keine Anspielungen auf populärwissenschaftliche Vorstellungen und Gemeinplätze (*Sprache dient zur Kommunikation, Sprache bestimmt das Denken*) und keine schiefen Vergleiche aus dem praktischen Leben (*mit der menschlichen Sprache verhält es sich im Grunde wie mit den Bienen ...*) einflechten, und er soll seine Darlegungen nicht 'unterhaltsam' machen (*interessant ist auch noch ...*) und auch keine 'Spannung' einführen und das Ergebnis erst wie den Mörder im Krimi am Schluss verraten. Spannend an einer wissenschaftlichen Arbeit ist weniger das nackte Ergebnis als vielmehr die Durchführung des

Beweises am Material. Und alle Personalisierung und Popularisierung führt nicht zur Sache hin, sondern von ihr weg.

Damit ist auch die berühmte Frage gestreift, ob der wissenschaftliche Autor das Wort *ich* verwenden darf. Wenn das Wort *ich* dazu dienen soll, etwas zu erzählen (*auf den Plan zu dieser Arbeit kam ich ganz zufällig ...*), oder dazu, eine sachliche Begründung zu unterschlagen (*ich aber meine ...*), dann ist es verboten. Wenn es andeuten soll, dass der Autor dem Leser keine größere Sicherheit vorgaukeln will als er selber erlangen zu können glaubt (*nach Abwägung aller Gesichtspunkte übersetze ich diese Stelle wie folgt ...*), oder wenn es Entscheidungen auf der Darstellungsebene – die ja weniger stringent sind als Entscheidungen auf der sachlichen Ebene – explizit machen soll (*auf eine umständliche Erörterung dieses Nebenthemas verzichte ich hier*), ist es erlaubt.

Und wann passt das Wort *wir*? Den pluralis maiestatis sollte sich niemand angewöhnen. Das Wort *wir* ist nur angebracht, wenn tatsächlich von mehreren Personen die Rede ist. Das kann ('exklusives *wir*') ein Autorenkollektiv sein, dann sollte *wir* ebenso verwendet bzw. vermieden werden wie *ich*. Oder es wird mit 'inklusivem *wir*' die Gemeinschaft von Schreiber und Leser angesprochen. Dies kann bei orientierenden Einschüben sinnvoll sein (*wir hatten bereits gesehen, dass ... nun stellt sich aber heraus ...*) oder auch weniger sinnvoll (*wir wollen nun zum nächsten Punkt übergehen*).

Für den wissenschaftlichen Schreibstil bewährt sich alles in allem die Faustregel: Beim Schreiben immer an den Leser denken und jeden Schritt absichern. Der Leser, selbst der akademische Lehrer, hat die Sache, über die man schreibt, weniger gut im Kopf, als man meint! Im Zweifelsfall lieber ausführlicher sein und auch scheinbar Selbstverständliches notieren. Das dient auch der Selbstkontrolle. Oft genug verliert das scheinbar Selbstverständliche beim Niederschreiben seinen plausiblen Charakter, und man muss es erst begründen oder korrigieren oder sogar verwerfen.

Zum Schreibstil gehört auch die Verwendung von **Fußnoten**¹. Fußnoten dienen der Andeutung oder Ausführung von Nebengedanken, Zusatzüberlegungen, Zusatzinformationen. Da es zu solchen nun bei jedem Thema zahllose Gelegenheiten gibt, tut Disziplin not. Generalregel: Eine Arbeit – eine Argumentationslinie. Zusatzüberlegungen oder -informationen sollen nur dann in die Arbeit aufgenommen werden, wenn sie in irgendeiner Weise der Ausführung der Hauptargumentationslinie dienen, nicht, wenn diese umgekehrt nur den Anlass

1 "In der alten Welt war das Lieblingskind deutschsprachiger wissenschaftlicher Literatur, die Fußnote, dieses Grab fröhlichen und unbeschwerten Schreibens, noch unbekannt." (Loretz, Oswald: *Ugarit und die Bibel. Kanaanäische Götter und Religion im Alten Testament*. Darmstadt ²1996: 35.

zur sonst funktionslosen Fußnote bietet. Also vorsichtig sein mit "übrigens" und "a propos"! Zur Not gibt es noch die Möglichkeit des Exkurses, für Teile der Materialsammlung oder -beurteilung, die der straffen Gliederung zum Opfer gefallen, aber an sich nützlich sind. Siehe auch unten Punkt 3.3.4.

2.4. In welcher Reihenfolge soll ich arbeiten und wie komme ich zu einer passenden Gliederung?

Der erste Schritt ist unter 2.1. benannt: einen Gegenstand unter einem klärungsbedürftigem Gesichtspunkt wählen und sein Klärungsziel formulieren. Dann folgt die Sondierung der Literatur. Die führt oft zu einer Modifikation des Klärungsziels, diese wiederum evtl. zu einer neuerlichen Literatursondierung. Bei alledem denkt man über seinen Gegenstand nach und macht unterwegs evtl. den ein oder anderen Gliederungsentwurf. Die Momente greifen ineinander und befruchten einander wechselseitig.

Wie die **Gliederung des Hauptteils** aussehen soll, hängt sehr von der Themenstellung ab. Soll ein begrenztes Material einer klar definierten Frage unterworfen werden, mag sich die Gliederung fast von selbst ergeben. Offenere Themenstellungen, die den Schreiber zwingen, das Material genauer auszuwählen und die Frage genauer einzugrenzen, erfordern größere Kreativität. Meist wird der Schreiber die Gliederung dann bis zum Schluss immer wieder umgestalten. Neben die eigentliche, dem Aufbau des Gegenstands gewidmete Sacherklärung tritt dann immer wieder die methodologische Überlegung zum Aufbau der Erklärung.

Mit 'Methodologie' ist dabei nicht die Bezugnahme auf einen gedachten – und im Grunde fiktiven – Vorrat kanonisierter Methoden gemeint (*'der Jakobsonsche Strukturalismus'*, *'der Hallidaysche Funktionalismus'* usw.), sondern die ausdrückliche Rechenschaft über die eigene Argumentationslinie (die natürlich von Jakobson, Halliday usw. inspiriert sein kann).

Diese **'methodologische Selbstreflexion'** des wissenschaftlichen Gedankengangs muss erstens der Schreiber für sich selbst immer wieder anstellen. Hier kann helfen, eine Rohfassung der Einleitung mit Angabe von Gegenstand, Ziel, Abgrenzung, Gliederungsplan und angedeutetem Ergebnis mehrmals zu schreiben: einmal am Anfang, um sich selbst zu orientieren, und zwischendurch aus demselben Grund. Am Schluss schreibt man dann die endgültige Fassung, wenn klar ist, wie der gesamte Gedankengang wirklich gelaufen ist.

Zweitens kann es für den **Leser** hilfreich sein, immer wieder gesagt zu bekommen, wie weit der Gedankengang gediehen ist und was noch aussteht ('amerikanischer/anglophoner' Stil). Demnach enthält jedes Kapitel (bzw. jeder größere

Abschnitt, jeder Hauptparagraph o.ä.) eine kurze Einleitung, die die Argumentation, den Datenbezug und die Ergebnisse des Kapitels schon einmal andeuten, und am Ende eine kurze Zusammenfassung und einen Hinweis darauf, wie die Ergebnisse im nächsten Kapitel weitergeführt werden. Etwa:

4. Titel

4.1 Vorbemerkungen

Nachdem in Abschnitt 3.x gezeigt wurde, dass das Pronomen der ersten Person Singular paradigmatisch über eine eigenständige Agensmarkierung verfügt, soll in diesem Abschnitt der Frage nachgegangen werden, inwieweit auch andere, vornehmlich syntaktische Faktoren diese Markierung bedingen. Hierzu sollen die wichtigsten syntaktische Parameter (Diathese, Topikalisierung, Kausativierung) in Ansatz gebracht werden. [...]

4.x Ergebnisse oder Zusammenfassung oder Folgerungen

Offenbar ist die Agensmarkierung der ersten Person Singular kein rein semantisches Phänomen, sondern auch durch syntaktische Verfahren bedingt. Hierbei spielen besondere Momente der Diathese eine Rolle, während Topikalisierung und Kausativierung offenbar nicht wirksam sind. Im nächsten Abschnitt soll daher der Frage nachgegangen werden, welche funktionalen Bereiche der Diathese im gegebenen Kontext zum Tragen kommen. Hierbei wird deutlich werden, dass besonders sozial-deiktische Faktoren der Diathese relevant sind.

5. Funktionen der Diathese im X [...]

Für die **Gesamtgliederung** gilt: Die alte Dreiteilung in Einleitung, Hauptteil und Schluss ist nicht schlecht. Die Funktion der Einleitung wurde schon beschrieben. Der Schluss soll das Ergebnis zusammenfassen und in den Kontext verwandter Fragen und Antworten einordnen. Er soll eine 'echte' kommentierte Zusammenfassung sein und nicht bloß eine wörtliche Wiederholung des Gesagten in kondensierter Form. Eine Zusammenfassung soll überzeugend sein und neugierig machen. Sie muss deshalb mehr als nur einen Bruchteil der Arbeit ausmachen.

Auf die Formulierung des **Titels** ist besondere Sorgfalt zu verwenden. Wer sein Thema verfehlt, enttäuscht nicht nur den Leser, sondern zeigt auch, dass er sein eigenes Konzept überhaupt nicht im Griff hat. Der Titel soll das Thema genau treffen, nach Möglichkeit also Gegenstand und Untersuchungsgesichtspunkt andeuten und dabei knapp sein.

2.5. Meine Arbeit quält mich. Wie schaffe ich es, sie fertigzukriegen?

Wer sein Thema von vornherein für blöd hält, wird die Arbeit tatsächlich nur zähneknirschend zustandebringen. Bei einem wissenschaftlichen Studium wird man aber irgendwann ein wissenschaftliches Interesse am Gegenstand entwickeln. Dann schließt sich der Kreis zu Punkt 1: Wer sich entschließt, sich von der Fülle der Fakten und Theorien nicht einschüchtern zu lassen, wird die Freiheit, die der Gebrauch des eigenen Kopfs bedeutet, zu schätzen lernen, aber

auch die damit verbundene Anstrengung zu spüren bekommen.

Wohl kein Wissenschaftler hat seine eigene Arbeit nicht wenigstens einmal im Lauf ihrer Entstehung verflucht und sich selber gleich mit. Das hängt mit der Enttäuschung über das Missverhältnis zwischen der ungeheuren, immer wieder die eigenen Kräfte überfordernden Anstrengung und dem wenig fulminanten Ergebnis zusammen.

Gegen solche Sinnkrisen gibt es die folgenden tröstenden Worte. Erstens ehrt es den Schreiber, wenn er sich anstrengt und sich über das Resultat dennoch keine Illusionen macht. Zweitens wäre es an sich extrem unwahrscheinlich, wenn der Baum der Erkenntnis angesichts der vielen tätigen Wissenschaftler immer noch voller goldener Früchte hinge, die man einfach nur pflücken müsste. Mühsal ist der wissenschaftliche Normalzustand. Drittens ist auch ein wenig fulminantes Ergebnis nicht nichts. Auch wenn der Schreiber es "nur" zu einer klar gegliederten und bewerteten Bestandsaufnahme einiger wichtiger Lehrmeinungen bringt und an der Sache selbst nichts neues herausfindet, kann dieses Ergebnis zu einer klareren Sicht der Dinge verhelfen. Ebenso gilt: Auch ein negatives Ergebnis (*Der anfangs vermutete Zusammenhang existiert nicht*) ist ein Ergebnis! Und schließlich hat der, der bei kompliziertem umfangreichen Material die Ruhe zu bewahren gelernt und sich in Geduld, Beharrlichkeit und kreativer Intelligenz geübt hat, einige von den berühmten 'Schlüsselqualifikationen' erworben, die heute nach allgemeiner Meinung für den Arbeitsmarkt wichtig sind.

3. Form einer wissenschaftlichen Hausarbeit

Aus dem Zweck und den Gesichtspunkten der Konzeption ergeben sich bereits einige Merkmale der äußeren Form, wie aus Punkt 2 zu entnehmen. Darüberhinaus existieren Konventionen zur schriftlichen Form (Nummerierung, Zitierung usw.), die der Übersichtlichkeit und Eindeutigkeit dienen (3.3. und 3.4.). Diese sind zwar weniger wichtig als der wissenschaftliche Inhalt, sollen aber doch beachtet werden, und sei es nur, um den Prüfer nicht unnötig zu quälen. Schließlich (3.1. und 3.2.) gibt es Empfehlungen zur Gestaltung, die kein Korsett sein sollen, erfahrungsgemäß aber zu einem gut lesbaren Schriftbild führen und die innere Organisation der Computerdatei verbessern.

3.1. Tipps zur äußeren Form

Vorschrift: DIN A4-Seiten, einseitig beschrieben. Schriftgröße 12 pt, zur Not 11 oder 13 pt. Zeilenabstand: Gelegentlich wird 1,5zeilig verlangt. Falls dies nicht vorgeschrieben ist, wird bei Schriftgröße 12 pt Zeilenabstand genau 15 pt empfohlen.

Empfehlungen: Die Schriftwahl ist eine Frage des Geschmacks, aber auch der Lesbarkeit. Auf dem Bildschirm sind serifenlose Schriften besser lesbar, auf dem Papier Serifenschriften. Noch etwas besser lesbar als die relativ eng laufende Times (New Roman) sind Schriften wie Garamond, Gentium, Palatino. Für weitere Fragen zu Schriften und Sonderzeichen bietet die Internet-Seite

<http://www.sprachwiss.uni-muenchen.de/keyboard/index.html>

Auskunft. Seiten- und Absatzformat: Rand links 3 - 3,5 cm, rechts 2,5 - 3 cm, oben und unten je 2-3 cm. Blocksatz. Worttrennung im Normalfall einschalten. Für die unterschiedlichen Absatztypen wie Standardtext, Kommentartext, längeres eingerücktes Zitat, Überschriften verschiedener Grade usw. unbedingt Formatvorlagen benutzen!

Orthographie nach alter oder nach neuer Konvention, darin vorzugsweise konsequent bleiben, wenigstens aber ein und dasselbe Wort nicht mal so, mal so schreiben (maßgeblich: Duden Rechtschreibung). Hinweise zur Interpunktion, zur korrekten Setzung von Leerschritten usw. sind ebenfalls dem Duden Rechtschreibung zu entnehmen (vgl. dort die Abschnitte "Richtlinien für den Satz", "Hinweise für das Maschinenschreiben").

Die fertig geschriebene Arbeit ist auf Fehler durchzulesen. Nicht-Muttersprachler sollten ihren Text von einem Muttersprachler gegenlesen lassen. Das korrigierte Exemplar ist geheftet abzugeben.

3.2. Aufbau der Arbeit

Titelblatt (üblicherweise zentriert):

Universität
Institut
Titel des Seminars
Name des Seminarleiters/der Seminarleiterin
Titel der Arbeit
Name des Verfassers/der Verfasserin
Anschrift des Verfassers/der Verfasserin
Ablieferungstermin der Arbeit
...

Gliederung / Inhaltsverzeichnis (neue Seite; ab hier beginnt die Seitenzählung):

Das Titelblatt, gleichsam der Buchdeckel, gehört noch nicht zur Seitenzählung. Die im Text der Arbeit verwendeten Gliederungspunkte sind durchzunummern. Möglich sind Dezimalgliederung, Gliederung nach dem Schema A.I. 1.a.α oder Gliederung in fortlaufenden Paragraphen. Nicht in die Nummerierung einbezogen werden die Bibliographie sowie das Abkürzungsverzeichnis und etwaige Anhänge.

Alle Gliederungspunkte sind mit Angabe der Seitenzahl in der Gliederung aufzuführen (auch dann, wenn die gleiche Seitenzahl mehrmals vorkommt). Vergessen Sie nicht, Einleitung, Bibliographie und ggf. Anhänge und Abkürzungsverzeichnis mit ihrer Seitenangabe hier zu nennen. Wer Formatvorlagen verwendet hat, kann sich der automatischen Indexfunktion des Textverarbeitungsprogramms bedienen.

Zur Anordnung: Stellt man (wie hier empfohlen) die Bibliographie an den Schluss der Arbeit, so folgt ein etwaiges Abkürzungsverzeichnis direkt nach der Gliederung.

Einleitung: (neue Seite) Hierhin gehören: kurze inhaltliche Hinführung, ggf. Eingrenzung des Themas, ggf. Erklärung von Symbolen bzw. Verfahrensweisen.

Hauptteil: (evtl. neue Seite)

Zusammenfassung: (evtl. neue Seite) Enthält Ergebnisse, Bewertung.

Bibliographie: (evtl. neue Seite; zur Gestaltung s.u. 3.4)

[Falls benötigt:] Anhang: (neue Seite): Für Abbildungen, umfangreichere Tabellen, Textbeispiele o.a.

3.3. Konventionen zur Textgestaltung

3.3.1. *Kursivierung* (entspricht der Unterstreichung in Schreibmaschinentexten): Es werden kursiv gesetzt: Buchstaben, Wörter und Sätze, die als sprachliche Belege dienen; fremdsprachliche Wörter und Wendungen, die im Text verwendet werden; Titel von selbstständig erschienener Literatur, d.h. von Büchern und Zeitschriften, Werktitel (aber nicht von unselbstständig erschienener Literatur: d.h. Titel von Zeitschriftenaufsätzen, von Buchkapiteln etc.). Griechische Schrift muss nicht kursiviert werden. Die Frage, ob griechische Wortformen transliteriert werden, hängt vom Adressatenkreis ab.

Englischsprachige Termini, die (noch) keine deutsche Entsprechung haben, werden in der Regel kursiv gesetzt, es sei denn, der Terminus selbst ist schon Standard. Also:

Die Tatsache, dass das Reflexivum eine Sonderform für den *objective* hat,

kann anhand folgender Sätze belegt werden...

Kursivierung ist in der Linguistik also für bestimmte Zwecke reserviert. Will man ein Wort mit besonderem Nachdruck versehen ('hervorheben', 'fokussieren', 'emphatisch' gebrauchen), setzt man es nicht kursiv, sondern **fett** oder **gesperrt**. Im Computersatz weniger gebräuchlich, aber auch möglich ist Unterstreichung.

3.3.2. Anführungsstriche: Doppelte Anführungsstriche stehen bei Titeln un-selbstständig erschienener Literatur, außerdem kennzeichnen sie wörtliche Zitate. Einfache Anführungsstriche stehen bei Zitaten innerhalb von Zitaten, bei Bedeutungsangaben und für Fachtermini. Einige Beispiele:

Verners berühmter Aufsatz trägt den Titel "Eine ausnahme der ersten laut-verschiebung".

Wie Mayrhofer (1986: 94) ausführt, hatte Pedersen schon 1951 "für */b/ auf 'ein vorindoeuropäisches p' geschlossen".

Unter 'starken' Kasus versteht man [...]

Nur fachsprachlich sind die Belege für lat. *epiphania* in der Bedeutung 'Fläche'.

3.3.3. Zitate: Es ist unzulässig, etwas an Wortlaut oder Schreibung eines wörtlich übernommenen Zitates zu ändern. Nimmt man Auslassungen vor, so kennzeichnet man sie durch drei Punkte in eckigen Klammern. Auch jeder sonstige Eingriff des Verfassers in ein Zitat (sei es nun Korrektur, Zusatz oder Erläuterung) steht zur eindeutigen Kennzeichnung innerhalb eckiger Klammern. Zur Form wörtlicher Zitate einige Beispiele: "Kürzere Zitate schließt man in Anführungsstrichen ein" (Poenicke 1988: 130). Die optische Heraushebung längerer Zitate gestaltet sich nach Poenicke (1988: 130) wie folgt:

Längere Zitate, d.h. etwa von drei Zeilen an, sollte man grundsätzlich drei Anschläge nach rechts einrücken und engzeilig tippen. Der Text gewinnt damit an Übersichtlichkeit [...] Da durch Einrückung und engzeilige Schreibweise eine klare optische Absetzung [...] gewährleistet ist, können bei ihnen die Anführungszeichen entfallen.

Eine übersichtliche Darstellung des Eingliederns von Zitaten in einen Satzzusammenhang gibt Poenicke (1988: 132f.). Er betont insbesondere, dass "Zitat und Satzführung syntaktisch und grammatisch so eng wie möglich aufeinander abzustimmen" sind (1988: 132).

Fremdsprachige Quellen müssen in wissenschaftlichen Arbeiten dann nicht ins Deutsche übersetzt werden, wenn das Verständnis der betreffenden Sprache beim Leser vorausgesetzt werden kann.

Die Transliteration von nicht-lateinschriftlichem Sprachmaterial (Avestisch, Altpersisch, Russisch ...) erfolgt nach heute üblichen Transliterationsregeln. (Das heißt auch, dass die Schreibung von aus älterer Literatur entnommenen Sprachbelegen ggf. nach neuen Prinzipien normalisiert werden muss – außer natürlich innerhalb wörtlicher Zitate, s.o.!)

NB: Fehlende Bezüge auf die einschlägige Literatur kennzeichnen eine Arbeit von vornherein als mangelhaft; umgekehrt beweist jedoch häufiges Zitieren allein noch keine wissenschaftlichen Qualitäten.

Jeder fremdsprachliche Beleg muss über seine Quelle zitiert werden (hierzu tritt die Angabe der Sprache)! Das gilt jedoch in der Regel nicht für die sog. Standardzitiersprachen, sofern es sich um "einfache" Belege handelt, also:

(x) *okul-da tören var-di* (Türkisch; Kulin 1984: 23)

school-LOC ceremony exist-PAST

"There was a ceremony in the school."

Hier noch ein Hinweis: Für Allgemeine Sprachwissenschaftler gilt: JEDES zitierte Satzbeispiel (oder Fragment) erhält eine Nummer [im obigen Beispiel (x)]. Die Nummerierung ist **durchlaufend**, fängt also nicht in jedem Kapitel neu an (es sei denn, man schreibt ein Buch).

Bei Interlinearversionen (ein MUSS für alle Satzbelege) gilt: Sprachbeleg in Kursiv, Morpheme werden abgetrennt (soweit möglich), Glossen (Englisch!) nebst grammatischen Glossen (10pt Kapitälchen) passgenau gesetzt (unter jedes fremdsprachliche Wort). Darunter kommt die deutsche Übersetzung in einfachen Anführungsstrichen.

3.3.4.Fußnoten und bibliographische Angaben: Auf wissenschaftliche Literatur verweist man in Klammern oder in Fußnoten. Reine Stellenverweise kann man in Klammern in den Text eingliedern, nach dem Muster ('Nachname des Autors, Erscheinungsjahr der zitierten Arbeit und zitierte Seite'), z.B. (Grünlich 1957: 367) (sog. Autor-Jahr-System). Kommen Erläuterungen und Kommentare hinzu, empfiehlt sich, je nach Länge, eine Fußnote.

Die Autor-Jahr-Zitierung hat nicht nur den Vorzug der Kürze, sondern informiert auch über das Alter der zitierten Ansicht. Verwendet man die nachgedruckte Ausgabe eines alten Werks, sollte man daher nicht das Jahr des Nachdrucks, sondern des Originals zitieren, den Nachdruck aber in der Bibliographie erwähnen.

Der Übersichtlichkeit und Bequemlichkeit für den Leser halber stehen die Fuß-

noten (wie der Name sagt) unten auf der Seite. Von Endnoten, die am Ende des Dokuments stehen und den Leser zu dauerndem Blättern zwingen, wird abgeraten. Fußnoten dienen primär nicht dem reinen Literaturverweis (der beim Autor-Jahr-System in den Text integriert wird), sondern enthalten Erläuterungen und Kommentare zum Haupttext. Sie können auch Sonderprobleme und Detailfragen ansprechen, oder, falls erforderlich, ausführlichere bzw. kommentierende Literaturangaben enthalten, die über den bloßen, im Haupttext integrierbaren Quellenverweis hinausgehen.

Es ist eine Geschmacksfrage, wieviel Text man in Fußnoten packt. Von zwei Extremen sei abgeraten: Ganz ohne Fußnoten alle Nebengedanken in den fortlaufenden Text zu schreiben macht diesen schwer lesbar. Sich umgekehrt in den Fußnoten zu verlieren oder gar die wichtigsten Gedanken in ihnen unterzubringen – als ob Fußnoten an sich besonders wissenschaftlich wären – kennzeichnet den Snob. Siehe auch oben Punkt 2.3.

3.3.5. Kapitälchen: Autorennamen kann man in Kapitälchen setzen, z.B. GRÜNLICH 1957: 367. Das kann den Text übersichtlicher machen, ist aber auch Geschmackssache.

3.4. Gestaltung der Bibliographie

Alle benutzten Werke und nur sie sind anzugeben. Hierbei trennt man nach Primär- und Sekundärliteratur, die jeweils alphabetisch nach dem Verfasser geordnet werden. (Verwendet man mehrere Arbeiten eines Verfassers, so ordnet man diese am besten nach dem Erscheinungsjahr an.) Bei der benutzten Literatur auf vollständige Angaben achten. Unbedingt jeweils die neueste Auflage eines Werkes berücksichtigen (in Ausnahmefällen kann eine ältere Auflage besser oder zweckmäßiger sein). Die Vornamen von Autoren sind auszuschreiben. (Näheres s. Poenicke 1988: 152f.) Es ist übersichtlicher und wird daher empfohlen, selbstständig und unselbstständig erschienene Literatur optisch zu unterscheiden: bei ersterer werden die Titel kursiviert, bei letzterer in doppelte Anführungsstriche eingeschlossen. (Weiteres s. unter 3.3.1 und 3.3.2) Das Literaturverzeichnis ist die Visitenkarte einer wissenschaftlichen Arbeit; oberstes Gebot bei der Gestaltung ist die Einheitlichkeit.

Merke: In die Bibliographie gehören nur Bücher, die man selbst eingesehen hat. Das ist eine Sache der Ehrlichkeit! Bücher aus 'zweiter Hand' werden immer indirekt zitiert (e.g. P. Habicht nach Strauss 1999:24). Es ist verboten, die Bibliographie zu 'tunen', indem nicht im Text erwähnte Arbeiten aufgeführt werden! Ebenso gehören terminologische Handbücher in der Regel **nicht** in die Bibliographie (es sei, das Thema ist ein terminologisches).

Passend zur Zitierweise nach dem Autor-Jahr-System folgt auch hier das Erscheinungsjahr dem Verfassernamen. Das Grundscheema für die Angaben in der Bibliographie ist:

1.) bei selbstständig erschienener Literatur:

Nachname des Verfassers/Herausgebers, ausgeschriebener Vorname. [Ggf. (Hg).] Erscheinungsjahr. *Titel der Veröffentlichung*. [Ggf. Zahl der Bände.] Auflage. Erscheinungsort: Verlag. ([Ggf.] Titel der Reihe oder Serie [nicht kursiv] mit Nummer in arabischen Ziffern.)

2.) bei unselbstständig erschienener Literatur:

Nachname, ausgeschriebener Vorname. Erscheinungsjahr. "Titel der Veröffentlichung". *Titel der Zeitschrift/des Jahrbuchs o.a., dem die Veröffentlichung entnommen ist*. Band- oder Jahrgangsnummer in arabischen Ziffern, erste-letzte Seite der Veröffentlichung [kein "f." bzw. "ff."!].

Einige Beispiele:

Beck, Heinrich (Hg.). 1989. *Germanische Rest- und Trümmersprachen*. Berlin und New York: de Gruyter. (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 3.)

Schindler, Jochem. 1967. "Das idg. Wort für 'Erde' und die dentalen Spiranten". *Die Sprache* 13, 191-205.

- 1975. "Zum Ablaut der neutralen s-Stämme des Indogermanischen". In: Helmut Rix (Hg.). *Flexion und Wortbildung. Akten der V. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, Regensburg, 9.-14. September 1973*. Wiesbaden: Reichert, 259-267.

Stokes, Whitley, und John Strachan (Hgg.). 1901. *Thesaurus Palaeohibernicus. A collection of Old-Irish glosses, scholia, prose and verse*. Bd. I: Biblical glosses and scholia. Cambridge: Cambridge University Press. (Nachdruck 1987. Dublin: Dublin Institute for Advanced Studies.)

Nähere Informationen zu den einzelnen Angaben findet man beispielsweise im entsprechenden Abschnitt bei Poenicke (1988). Abkürzungen für Zeitschriften und Reihen sind der *Bibliographie linguistique* zu entnehmen.

Literaturhinweise

Gibaldi, Joseph. 1995. *MLA handbook for writers of research papers*. 4. Aufl. New York: Modern Language Association of America.

Poenicke, Klaus. 1988. *Wie verfaßt man wissenschaftliche Arbeiten? Ein Leitfaden vom ersten Studiensemester bis zur Promotion*. 2., neu bearbeitete Aufl. Mannheim, Wien und Zürich: Dudenverlag. (Duden-Taschenbücher 21.)

Standop, Ewald, und Matthias L.G. Meyer. 1998. *Die Form der wissenschaftlichen Arbeit*. 15., Überarb. Aufl. Heidelberg und Wiesbaden: Quelle & Meyer. (UTB 272.)

Peter-Arnold Mumm – München, im Juli 2004.

Das Skript wurde (und der Autor war) leicht überarbeitet im Juli 2008.

http://www.indogermanistik.uni-muenchen.de/studium_lehre/fachstudienberatung/hausarbeit.html